



1925-07-15

Demokratie und Republik in Frankreich.: II. Vom Ende des Konvents zur Kaiserherrschaft

Berta Pauli

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250715&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Pauli, Berta, "Demokratie und Republik in Frankreich.: II. Vom Ende des Konvents zur Kaiserherrschaft" (1925). *Essays*. 778.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/778

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Demokratie und Republik in Frankreich.

Von Bertha Pauli.

II.

Vom Ende des Konvents zur Kaiserherrschaft.

Plastisch, lebendig, durch Dichtung, bildende Kunst und Legende verewigt, stehen uns die Vorgänge aus der ersten Epoche der großen Revolution bis zum Sturze Robespierres – wenigstens in ihren Höhepunkten und Umrissen – vor Augen. Viel weniger zur Kenntnis der Allgemeinheit gelangt ist der letzte Teil des Freiheitskampfes, den die Thronbesteigung Kaiser Napoleons I. abschließt. Diese [Ära] allmählichen Verfalles der demokratischen Idee behandelt der zweite Band des vor kurzem ins Deutsche übersetzten Werkes von Alphonse Aulard, Professor an der Universität Paris: „Politische Geschichte der französischen Revolution.“ Durchaus im Vordergrund steht die politische Gesetzgebung jener Tage. Aber die Gesetze werden aus dem Leben der Zeit geboren, in der sie entstehen, die Verfassungen aus den Jahren 1795 und 1799 sind Marksteine sozialer Entwicklung. Wandlungen im Denken und Empfinden der Nation als bedeutsamen Hintergrund der Regierungsmaßnahmen mit imponierender Kraft aus dem Staub der Archive heraufzubeschwören, ist die Kunst des Geschichtsforschers Aulard. Fast so dramatisch bewegt, wie jene frühere, vom Rhythmus der Marseillaise beschwingte [Ära] der Revolution, erscheint dieser Tragödie zweiter Teil, deren Heldin die Republik ist. Freilich, romantisch gefärbte Schilderungen, Pathos, Gefühlsausdruck des Autors, darf man in Aulars Geschichtswerk nicht suchen. Es spricht durch Tatsachen, oft sehr eingehend, immer sachlich, und durch charakteristische Zitate aus verbürgten Quellen. Nur sehr selten, wie bei der Darstellung des Staatsstreiches Napoleons vom 18. Brumaire, reißt den Berichterstatteer sein Gegenstand zu künstlerisch belebter Wiedergabe hin. Der Ton des gewissenhaften, ruhigen, unparteiischen Historikers herrscht sonst vor. Nicht er selbst, die Phantasie des Lesers schmückt unwillkürlich die scheinbar trocken vermerkten Tatsachen mit den Farben des Lebens, weil sie so ausgezeichnet gruppiert, von so treffenden zeitgenössischen Zeugnissen begleitet sind, daß diese Einbildungskraft, wunderbar angeregt, in selbstgeschaffenen Bildern zu schwelgen glaubt. Zudem bleibt sie völlig ungestört durch eine parteipolitische Tendenz des Autors.

In seinen allgemeinen Bemerkungen am Schlusse seines Werkes verwarht sich Aulard dagegen, aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft abzuleiten. „Es ist Sache des Lesers,“ sagte er, „wenn er es für möglich und für nützlich hält, solche Lehren daraus selbst zu ziehen, jeder nach seiner politischen Einstellung und Geistesrichtung. Wir begnügen uns damit, die Dinge ans Licht gestellt zu haben: mögen sie für sich selbst reden.“

Mit kaum mißzuverstehender Deutlichkeit zeugt die durch Aulard in das Licht klarer Beurteilung gestellte Vergangenheit von der verheerenden Nachwirkung des Mißbrauches der Freiheit. Die [Übergriffe] der Reaktion, die Grausamkeiten klerikaler Fanatiker stacheln die Sehnsucht nach dem Fortschritt zur Menschenwürde, zu innerer und äußerer Selbständigkeit. Die im Namen der Freiheit begangene Unmenschlichkeit weckt das Begehren nach dem Rückschritt, der Knute in irgendeiner Form. Die Verbrechen im Namen der Freiheit, gebrandmarkt durch den Schmerzensruf der Marie Roland auf dem Schaffot, sind die verhängnisvollsten, die wahren Sünden wider den heiligen Geist. In einer Sitzung des *Cercle constitutionnel* vom Sommer 1797 apostrophierte ein republikanischer Redner das System des Schreckens mit den Worten: „O Terror, der du deinen Dolch so tief ins Herz der werdenden Republik stießest, dessen Gift man in allen Wunden der Republik findet! Vergeblich will man deinen blutigen

Mantel über die Republikaner breiten, um sie zu ersticken; sie schütteln ihn ab.“ Trotz dieser Zuversicht erwies sich dieser blutige Mantel als ein Nessusgewand, das nicht abzuwerfen war.

Die Politik jener Zeit wird gekennzeichnet durch die Furcht vor dem Terror und die doch immer wiederkehrende Anwendung seiner gewohnten Methoden, von seiten der Regierenden sowohl als der Regierten. Eine Kommission des Konvents arbeitete statt der versprochenen Durchführungsgesetze für die demokratische Verfassung von 1793 (sie war infolge des Krieges „vorläufig suspendiert“) die Artikel einer neuen Konstitution aus, die auf dem Zensuswahlrecht beruhte. Der berühmte Freiheitsapostel Thomas Paine ließ auf der Tribüne die [Übersetzung] seiner englischen Rede vorlesen, die auf den Widerspruch zwischen dem Zensuswahlrecht und den Grundsätzen von 1789 hinwies. Der Konvent murrte. Das Erleben der terroristischen Pseudodemokratie hatte abschreckend gewirkt. Man vergaß, daß die Diktatur die Einheit Frankreichs gewahrt hatte, und sah in der Demokratie nur mehr Robespierres verhaßtes Gesicht. Rückblickend, fand man im Einkammersystem ein Hauptmittel der jakobinischen Schreckensherrschaft. So gab man denn die Einheit der volksvertretenden Körperschaft auf, diese Einheit, die ein unbestrittenes Postulat des demokratischen Programms gewesen war. Ein einziges Konventsmitglied, ein Gemäßigter, erhob Widerspruch. Die neue Verfassung des Jahres III der Republik führte das Zweikammersystem ein und hob das allgemeine Wahlrecht auf. Nur steuerzahlende Bürger konnten in den Urversammlungen abstimmen. Wähler „zweiter Stufe“ durften nur Wohlhabende sein. Aus der „Erklärung der Menschenrechte“, die dem Verfassungsdekret voranging, schwand der Satz von 1789: „Die Menschen sind frei und gleichberechtigt geboren.“ Die vollziehende Gewalt wurde einem fünfgliedrigen Direktorium übertragen. Als das Gesetz, das die Unbegüterten vom politischen Leben ausschloß, erlassen war, protestierte weder die Presse, noch die Arbeiterschaft der Vorstädte, noch der Rest der Volksvereine. Die Polizeiberichte melden außer ein paar Reden müßiger Kaffeehausgäste keinen Ausbruch von Unwillen. „Die Zeitgenossen,“ folgert Aulard, „beachten die Abschaffung des allgemeinen Stimmrechtes kaum. Man kann sagen, daß das französische Volk sie einstimmig (durch Plebiszit) annahm oder sich ihr fügte.“ So unvolkstümlich waren die „Demokraten“ von 1793 geworden, so ausgiebig hatten die dürstenden Götter: Krieg und Terror, die Nation entblutet. Die Republik, in der das Volk seine Rechte an eine Klasse abtrat, war die Vorstufe zu der Republik des Konsulats, in der es auf seine Rechte zugunsten eines Mannes verzichtete.

In der Stimmung, aus der die Verfassung des Jahres III hervorging, kam das Wort „konservativ“ in Umlauf. In einem Bericht über die öffentliche Meinung in Paris vom Sommer 1795 heißt es: „Alles sehnt sich nach einer kraftvollen Regierung, die von jenen gelenkt wird, die etwas zu *konservern* haben.“ Eine andere, um wenig jünger Darstellung sagt, die Allgemeinheit verlange eine beschützende und konservative Regierung, in deren Schatten ein jeder ungestört durch Wirren leben könne. Die Sehnsucht nach Ruhe war sehr groß. Aber das Direktorium konnte weder den äußeren Frieden herbeiführen noch den inneren Frieden aufrechterhalten. Seine Politik wurde diskreditiert durch ständige Finanznot, Bankerott und Unterschleife. Man sagte offen, daß aus den Salons der Direktoren jene Korruption käme, die „neue Reiche“ zynisch zur Schau stellten, Leute, die in Nationalgütern, in Assignaten, in Armeelieferungen spekuliert hatten. Man schrieb dem Direktor Barras, einem *Viveur und ci devant-Vicomte* die schmachlichsten und einträglichsten Geschäfte zu. Der endlose Krieg, die Massenaushebungen mehrten den Jammer. Der Patriotismus des Volkes, das einst die Trikolore in einem Kreuzzuge der Freiheit über die Grenzen der Nationen tragen wollte, verkehrte sich zum Haß gegen das Ausland. Namentlich der Abscheu gegen England war seit dem Dekret vom Jahre 1793, demzufolge keinem britischen Gefangenen Pardon gegeben werden sollte, nicht vermindert. Das

Direktorium sprach in einem Manifest vor einer Landung in England, mit der die „große Nation“ die Welt an Albion rächen werde. Das Scheitern dieser Hoffnung weckte bittere Enttäuschung. Das Volk war geneigt, einem „Rächer an Albion“ jedes Opfer, auch das der Freiheit, darzubringen.

Die Freiheit wurde zur Zeit des Direktoriums von der Regierung wenig respektiert. Sein Staatsreich vom 4. September 1797, der, mit Säbelhilfe ausgeführt, zwei der Direktoren stürzte und die Volksvertretung zu einem Rumpfparlament machte, bot ein willkommenes Vorbild für Bonapartes 18. Brumaire. Im nächsten Frühjahr wurden durch einen neuen Gewaltstreich sechzig Wahlen in die gesetzgebende Körperschaft für ungültig erklärt. Ganz besondere Angst flößte dem Direktorium die Presse ein, die vielgeschmähte, ob hell ob trübe brennend, doch unentbehrliche Leuchte der öffentlichen Meinung. Louvet warnte vor der „neuen Aristokratie“ der Journalisten: „Die Zeitungsschreiber sind unsere Priester und zugleich unsere Adligen geworden. Wie jene beherrschen und korrumpieren sie die öffentliche Meinung, wie einst der Adel, drohen sie, eine Regierung zu stürzen, die ihre angemessene Macht nicht duldet.“ Nach dem ersten Staatsstreich des Direktoriums wurde jede unabhängige Zeitung verboten, jeder selbständig denkende Journalist mit Verschickung bedroht. Vom 4. September ab nahm die Autorität des Direktoriums diktatorischen Charakter an. Das Recht der Staatsbürger, ihre Beamten selbst zu wählen, wurde hinfällig. Bonaparte fand für die Betätigung seiner Herrschgelüste einen festen Rahmen eingewurzelter Gewohnheiten vor.

Zu seiner Entschuldigung konnte das Direktorium allerdings auf die außerordentliche Schwierigkeit der Lage hinweisen. Den Krieg gegen das Ausland begleiteten Unruhen im Innern. Unter der Patronanz Ludwigs XVIII. organisierten die Royalisten in der Provinz Räuberbanden, die Postzüge überfielen und von Republikanern angekaufte Nationalgüter plünderten. Ultramontane Priester hetzten trotz drakonischer Maßregeln gegen sie und die Emigrierten unentwegt das Landvolk auf. Drohend erhob der Kommunismus in Babeuf sein Haupt, diesem Apostel echter „Gleichmacherei“, die seither so oft mit dem Sozialismus verwechselt worden ist. Seine Zeitung erschien mit Unterbrechungen und wurde viel gelesen. Babeuf lehrte darin: „Aller Besitz derer, die von den Gütern der Gesellschaft mehr als ihren persönlichen Anteil besitzen, ist Raub; es ist also gerecht, ihn ihnen wieder zu nehmen. – Die sozialen Einrichtungen müssen dahin führen, daß sie jedem einzelnen die Hoffnung nehmen, jemals reicher, mächtiger und durch seine Bildung hervorragender zu werden als irgendeiner seinesgleichen. – Selbst wenn jemand nachwies, daß er viermal so viel zu leisten vermag als ein anderer, wäre er ein Verschwörer gegen die Gesellschaft, denn er würde allein hiedurch das Gleichgewicht erschüttern und die kostbare Gleichheit vernichten.“ Der Anklage, ein Verschwörer zu sein, konnte er selbst nicht entgehen. Unter seinen Gefährten war ein Spitzel, der ihn der Polizei auslieferte. Im Frühling 1797 wurde Babeuf hingerichtet. Drei Jahre später regierte in Frankreich Napoleon als erster Konsul, einer der gewaltigsten Vertreter der „Ungleichheit“.

Nicht um den Grundsätzen von 1789 gerecht zu werden, sondern um ein Gegengewicht für die klerikal-monarchistischen Umtriebe zu schaffen, hielt das Direktorium die Trennung von Staat und Kirche aufrecht. Es begünstigte eines „Laienreligion“, den Dekadenkult, der durch die Feier mehrerer großer Nationalfeste begründet wurde. In den damaligen Witzblättern sah man die beiden Rivalen, Monsieur Dimanche und Citoyen Decadi, einander, festlich geputzt, gegenüberstehen. Offiziell sollte die Arbeit nur am ersten Dekadentage ruhen, aber in der Praxis wurden Dekadi und Sonntag durch Müßiggang gefeiert. Die Dekadenfeste gewannen einige Anziehungskraft durch die Verfügung, daß nur bei diesen Feiern die vorgeschriebenen Ziviltrauungen stattfinden durften. Ein hübsches Bräutchen, ein unfreiwillig komisches Paar vor dem „Altar des Vaterlandes“, interessierten das Publikum mehr als die

Laienpredigten und Feste nationalen oder philosophischen Charakters. Von der offiziellen Politik beschützt, selbst ihr völlig fernestehend, blühte die Sekte der Theophilanthropen. Ihr konnte jeder angehören, der an Gott, die Unsterblichkeit der Seele, an Brüderlichkeit und Humanität glaubte. Ihr Grundgesetz entsprach dem Glaubensbekenntnis, das Voltaire sieben Dezennien vorher seiner „*Epître à Uranie*“ anschloß und das mit den feierlich schönen Worten beginnt:

*Songe que du Très-Haut la sagesse éternelle
A gravé de sa main dans le fond de ton coeur
religion naturelle.*

La

Eine recht zahlreiche Auslese scharte sich um das Banner der Theophilanthropie: Bernardin de Saint-Pierre, der Verfasser der sentimental Liebesgeschichte „*Paul et Virginie*“, David, der Maler der Revolutionszeit, der Makart ihrer Feste, Marie Josef Chénier, der Autor des königsfeindlichen Dramas „*Charles IX.*“, zählten zu ihren Getreuen. Friedlich, enthusiastisch und harmlos versammelte sich diese Gemeinde im Zeichen ihres reinen Ideals, bis der erste Konsul den Theophilanthropen die Benützung der öffentlichen Gebäude entzog und ihre Bitte, ein Lokal mieten zu dürfen, unbeantwortet ließ.

Napoleon, der der katholischen Kirche ihr altes [Übergewicht] durch das Konkordat zurückgab, hat seine Stellung zur Religion klar präzisiert. „Die Gesellschaft,“ sagte er zu Roederer, „kann ohne Ungleichheit des Vermögens nicht ohne Religion. Stirbt ein Mensch an Hunger neben einem, der im [Überfluß] lebt, so kann er diesen Unterschied unmöglich gutheißen, wenn keine Autorität da ist, die zu ihm spricht: Gott will es so, aber später, in der Ewigkeit, wird anders geteilt.“ Napoleon verstand es, die Menschen auf seine Seite zu bringen. Das unfähige Direktorium glaube „seine“ Republik durch ein Verbot des Läutens der Kirchenglocken zu schützen. Napoleon ließ sie wieder erklingen, und sie tönnten seinem Triumph. Schlau und kühn, genial und verlogen, errang er die Kaiserkrone durch den Siegesruhm eines Alexander und erwürgte die Republik mit der Tücke eines Borgia. Sein berühmter Staatstreik vom 18. Brumaire, dem 9. November 1799, gelang nur durch die Beihilfe des gelehrten Sieyès, dem es weismachte, er werde den Verfassungsplan dieses republikanisch gesinnten Staatsmannes verwirklichen. Aber die Konstitution des Jahres VIII (Dezember 1799), die Napoleon als ersten Konsul einsetzte, wurde im Salon Bonapartes abgefaßt. Das allgemeine Stimmrecht wurde darin gleichzeitig wieder eingeführt und aufgehoben Komplizierte Verfügungen schalteten den Volkswillen geschickt und wirksam aus. Beamte lasen der Menge die Verfassung vor. Eine Anekdote knüpft sich an diese heuchlerische Huldigung für die Demokratie. Eine Frau unter den Zuhörern sagt zu ihrer Nachbarin. „Ich habe nichts verstanden!“ – „Ich schon!“ lautet die Antwort. „Nun, was steht in der Verfassung?“ – „Bonaparte steht drin!“

Fortan dominierte Napoleon fast in allem, auch im Herzen des Volkes. Zuckerbrot und Peitsche verwendete er mit souveräner Meisterschaft. Immer schon er so viel als möglich die Illusion, immer umgibt sein eisernes Szepter der weiche Schleier der Lüge. Dem Idealisten [Sieyès] erschien er als Schirmer der Republik; der vermeintliche Abschluß des Kampfes mit England, die trügerische Aureole des Friedensbringers, verschaffte ihm das Konsulat auf Lebenszeit. Wichtige Umgestaltungen der Verfassung proklamiert er als „Durchführungsbeschlüsse des Senats“. Den Gipfel der Zweideutigkeit erreicht der Durchführungsbeschluß des Senats, der bestimmt: „Die Regierung der Republik wird einem Kaiser übertragen, der den Titel Kaiser der Franzosen annimmt. Napoleon Bonaparte, erster Konsul der Republik, ist Kaiser der Franzosen.“ Wie einst die Leiche des Cid Schrecken im Feindesheere verbreitete, so warb die tote Republik beim Volke um Gunst und Ansehen für die neue Regierung. Der Nimbus der

Freiheit verlosch nur langsam. Im ersten Jahre des Kaisertums wurde der 22. September, der Geburtstag der Republik, noch öffentlich durch Illumination und klingendes Spiel gefeiert. Bonapartes Macht versank. Aber seine Hilfsmittel, Gewalt und Lüge, bleiben in Anwendung. Angesichts der Morgenröte einer neuen Zeit, prägte Mirabeau das edle Wort: „*Le droit est le souverain du monde.*“ Dieser Herrscher läßt auf sich warten. Die bange Frage der heilige Johanna Bernard Shaws drängt sich auf: „Wie lange noch, mein Gott, wie lange?“

Demokratie und Republik in Frankreich.

Von Bertha Pauli.

II.

Vom Ende des Konvents zur Kaiserherrschaft.

Plastisch, lebendig, durch Dichtung, bildende Kunst und Legende verewigt, stehen uns die Vorgänge aus der ersten Epoche der großen Revolution bis zum Sturze Robespierres — wenigstens in ihren Höhepunkten und Umrisen — vor Augen. Viel weniger zur Kenntnis der Allgemeinheit gelangt ist der letzte Teil des Freiheitskampfes, den die Thronbesteigung Kaiser Napoleons I. abschließt. Diese Ära allmählichen Verfalls der demokratischen Idee behandelt der zweite Band des vor kurzem ins Deutsche überetzten Werkes von Alphonse Aulard, Professor an der Universität Paris: „Politische Geschichte der französischen Revolution.“ Durchaus im Vordergrund steht die politische Gesetzgebung jener Tage. Aber die Gesetze werden aus dem Leben der Zeit geboren, in der sie entstehen, die Verfassungen aus den Jahren 1795 und 1799 sind Marksteine sozialer Entwicklung. Wandlungen im Denken und Empfinden der Nation als bedeutsamen Hintergrund der Regierungsmaßnahmen mit imponierender Kraft aus dem Staub der Archive heraufzubeschwören, ist die Kunst des Geschichtsforschers Aulard. Fast so dramatisch bewegt, wie jene frühere, vom Rhythmus der Marceillaise beschwingte Ära der Revolution, erscheint dieser Tragödie zweiter Teil, deren Heldin die Republik ist. Freilich, romantisch gefärbte Schilderungen, Pathos, Gefühlsausdruck des Autors, darf man in Aulards Geschichtswerk nicht suchen. Es spricht durch Tatsachen, oft sehr eingehend, immer sachlich, und durch charakteristische Zitate aus verbürgten Quellen. Nur sehr selten, wie bei der Darstellung des Staatsstreiches Napoleons vom 18. Brumaire, reißt den Berichterstatter sein Gegenstand zu künstlerisch belebter Wiedergabe hin. Der Ton des wissenschaftlichen, ruhigen, unparteiischen Historikers herrscht sonst vor. Nicht er selbst, die Phantasie des Lesers schmückt unwillkürlich die scheinbar trocknen vermerkten Tatsachen mit den Farben des Lebens, weil sie so ausgezeichnet gruppiert, von so treffenden zeitgenössischen Zeugnissen begleitet sind, daß diese Einbildungskraft, wunderbar angeregt, in selbstgeschaffenen Bildern zu schmelzen glaubt. Zudem bleibt sie völlig ungestört durch eine parteipolitische Tendenz des Autors.

In seinen allgemeinen Bemerkungen am Schlusse seines Werkes vernimmt sich Aulard dagegen, aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft abzuleiten. „Es ist Sache des Lesers“, sagte er, „wenn er es für möglich und für nützlich hält, solche Lehren daraus selbst zu ziehen, jeder nach seiner politischen Einstellung und Geistesrichtung. Wir begnügen uns damit, die Dinge ans Licht gestellt zu haben: möge sie für sich selbst reden.“

Mit kaum mißzuverstehender Deutlichkeit zeugt die durch Aulard in das Licht klarer Beurteilung gestellte Vergangenheit von der verheerenden Nachwirkung des Mißbrauches der Freiheit. Die Uebergänge der Reaktion, die Grausamkeiten klerikaler Fanatiker stacheln die Sehnsucht nach dem Fortschritt zur Menschenwürde, zu innerer und äußerer Selbständigkeit. Die im Namen der Freiheit begangene Unmenschlichkeit weckt das Begehren nach dem Rückschritt, der Krute in irgendeiner Form. Die Verbrechen im Namen der Freiheit, gebrandmarkt durch den Schmerzensruf der Marie Roland auf dem Schaffot, sind die verhängnisvollsten, die wahren Sünden wider den heiligen Geist. In einer Sitzung des Cercle constitutionnel vom Sommer 1797 apostrophierte ein republikanischer Redner das System des Schreckens mit den Worten: „O Terror, der du deinen Dolch so tief ins Herz der werdenden Republik stiehest, dessen Gift man in allen Wunden der Republik findet! Berge dich nicht man deinen blutigen Mantel über die Republikaner breiten, um sie zu ersticken; sie schütteln ihn ab.“ Trotz dieser Zuversicht erwies sich dieser blutige Mantel als ein Nessusgewand, das nicht abzuwerfen war.

Die Politik jener Zeit wird gekennzeichnet durch die Furcht vor dem Terror und die doch immer wiederkehrende Anwendung seiner gewohnten Methoden, von seiten der Regierenden sowohl als der Regierten. Eine Kommission des Konvents arbeitete statt der versprochenen Durchführungsgeetze für die demokratische Verfassung von 1793 (sie war infolge des Krieges „vorläufig suspendiert“) die Artikel einer neuen Konstitution aus, die auf dem Zensuswahlrecht beruhte. Der berühmte Freiheitsapostel Thomas Paine ließ auf der Tribüne die Uebersetzung seiner englischen Rede vorlesen, die auf den Widerspruch zwischen dem Zensuswahlrecht und den Grundsätzen von 1789 hinwies. Der Konvent murzte. Das Erleben der terroristischen Pseudodemokratie hatte abschreckend gewirkt. Man vergaß, daß die Diktatur die Einheit Frankreichs gewahrt hatte, und sah in der Demokratie nur mehr Robespierres verhaßtes Gesicht. Rückblickend, fand man im Einkammersystem ein Hauptmittel der jakobinischen Schreckensherrschaft. So gab man denn die Einheit der volksvertretenden Körperschaft auf, diese Einheit, die ein unbestrittenes Postulat des demokratischen Programms gewesen war. Ein einziges Konventsmitglied, ein Gemäßigter, erhob Widerspruch. Die neue Verfassung des Jahres III der Republik führte das Zweikammersystem ein und hob das allgemeine Wahlrecht auf. Nur steuerzahlende Bürger konnten in den Urversammlungen abstimmen. Wähler „zweiter Stufe“ durften nur Wohlhabende sein. Aus der „Erklärung der Menschenrechte“, die dem Verfassungsdekret voranging, schwand der Satz von 1789: „Die Menschen sind frei und gleichberechtigt geboren.“ Die vollziehende Gewalt wurde einem fünfgliedrigen Direktorium übertragen. Als das Gesetz, das die Unbegüterten vom politischen Leben ausschloß, erlassen war, protestierte weder die Presse, noch die Arbeiterklasse der Vorstädte, noch der Rest der Volksvereine. Die Polizeiberichte melden außer ein paar Reden müßiger Kaffeehausgäste keinen Ausbruch von Unwillen. „Die Zeitgenossen“, folgert Aulard, „beachten die Abschaffung des allgemeinen Stimmrechtes kaum. Man kann sagen, daß das französische Volk sie einstimmig (durch Plebiszit) annahm oder sich ihr fügte.“ So unvolkstümlich waren die „Demokraten“ von 1793 geworden, so ausgiebig hatten die dürstenden Götter: Krieg und Terror, die Nation entblutet. Die Republik, in der das Volk seine Rechte an eine Klasse abtrat, war die Vorstufe zu der Republik des Konsulats, in der es auf seine Rechte zugunsten eines Mannes verzichtete.

In der Stimmung, aus der die Verfassung des Jahres III hervorging, kam das Wort „konservativ“ in Umlauf. In einem Bericht über die öffentliche Meinung in Paris vom Sommer 1795 heißt es: „Alles sehnt sich nach einer kraftvollen Regierung, die von jenen gelenkt wird, die etwas zu k o n s e r v i e r e n haben.“ Eine andere, um wenig jünger Darstellung sagt, die Allgemeinheit verlangte eine beschützende und k o n s e r v a t i v e Regierung, in deren Schatten ein jeder ungestört durch Wirren leben könne. Die Sehnsucht nach Ruhe war sehr groß. Aber das Direktorium konnte weder den äußeren Frieden herbeiführen noch den inneren Frieden aufrechterhalten. Seine Politik wurde diskreditiert durch ständige Finanznot, Bankrott und Unterschleife. Man sagte offen, daß aus den Salons der Direktoren jene Korruption käme, die „neue Reiche“ ärmlich zur Schau stellten, Leute, die in Nationalgütern, in Assignaten, in Armeelieferungen spekuliert hatten. Man schrieb dem Direktor Barras, einem Bivore und ci devant-Vicomte, die schändlichsten und einträglichsten

Geschäfte zu. Der endlose Krieg, die Massenaushebungen mehrten den Jammer. Der Patriotismus des Volkes, das einst die Trikolore in einem Kreuzzuge der Freiheit über die Grenzen der Nationen tragen wollte, verkehrte sich zum Haß gegen das Ausland. Namentlich der Abscheu gegen England war seit dem Dekret vom Jahre 1793, demzufolge keinem britischen Gefangenen Parndon gegeben werden sollte, nicht vermindert. Das Direktorium sprach in einem Manifest von einer Landung in England, mit der die „große Nation“ die Welt an Albion rächen werde. Das Scheitern dieser Hoffnung weckte bittere Enttäuschung. Das Volk war geneigt, einem „Rächer an Albion“ jedes Opfer, auch das der Freiheit, darzubringen.

Die Freiheit wurde zur Zeit des Direktoriums von der Regierung wenig respektiert. Sein Staatsstreich vom 4. September 1797, der, mit Säbelhilfe ausgeführt, zwei der Direktoren stürzte und die Volksvertretung zu einem Kampfpalament machte, bot ein willkommenes Vorbild für Bonapartes 18. Brumaire. Im nächsten Frühjahr wurden durch einen neuen Gewaltstreich sechzig Wahlen in die gesetzgebende Körperschaft für ungültig erklärt. Ganz besondere Angst flößte dem Direktorium die Presse ein, die vielgeschmähte, ob hell ob trübe brennend, doch unentbehrliche Leuchte der öffentlichen Meinung. Loubet warnte vor der „neuen Aristokratie“ der Journalisten: „Die Zeitungs-schreiber sind unsere Priester und zugleich unsere Adligen geworden. Wie jene beherrschen und korrumpieren sie die öffentliche Meinung, wie einst der Adel, drohen sie, eine Regierung zu stürzen, die ihre angemessene Macht nicht duldet.“ Nach dem ersten Staatsstreich des Direktoriums wurde jede unabhängige Zeitung verboten, jeder selbständig denkende Journalist mit Verhaftung bedroht. Vom 4. September ab nahm die Autorität des Direktoriums diktatorischen Charakter an. Das Recht der Staatsbürger, ihre Beamten selbst zu wählen, wurde hinfällig. Bonaparte fand für die Betätigung seiner Herrschgellüste einen festen Rahmen eingewurzelter Gewohnheiten vor.

Zu seiner Entschuldigung konnte das Direktorium allerdings auf die außerordentliche Schwierigkeit der Lage hinweisen. Den Krieg gegen das Ausland begleiteten Unruhen im Innern. Unter der Patronanz Ludwigs XVIII. organisierten die Royalisten in der Provinz Räuberbanden, die Postzüge überfielen und von Republikanern angekauft Nationalgüter plünderten. Ultramontane Priester hezten trotz drakonischer Maßregeln gegen sie und die Emigrierten unentwegt das Landvolk auf. Drohend erhob der Kommunismus in Babeuf sein Haupt, diesem Apostel echter „Gleichmacherei“, die jeither so oft mit dem Sozialismus verwechselt worden ist.

Seine Zeitung erschien mit Unterbrechungen und wurde viel gelesen. Babeuf lehrte darin: „Aller Besitz derer, die von den Gütern der Gesellschaft mehr als ihren persönlichen Anteil besitzen, ist Raub; es ist also gerecht, ihn ihnen wieder zu nehmen.“ Die sozialen Einrichtungen müssen dahin führen, daß sie jedem einzelnen die Hoffnung nehmen, jemals reicher, mächtiger und durch seine Bildung hervor-ragender zu werden als irgendeiner seinesgleichen. — Selbst wenn jemand nachwies, daß er viermal so viel zu leisten vermag als ein anderer, wäre er ein Verschwörer gegen die Gesellschaft, denn er würde allein hiedurch das Gleichgewicht erschüttern und die kostbare Gleichheit vernichten.“ Der Anklage, ein Verschwörer zu sein, konnte er selbst nicht entgehen. Unter seinen Befürwortern war ein Spitzel, der ihn der Polizei auslieferte. Im Frühjahr 1797 wurde Babeuf hingerichtet. Drei Jahre später regierte in Frankreich Napoleon als erster Konsul, einer der gewaltigsten Vertreter der „Ungleichheit“.

Nicht um den Grundjahren von 1789 gerecht zu werden, sondern um ein Gegengewicht für die klerikal-monarchistischen Umtriebe zu schaffen, hielt das Direktorium die Trennung von Staat und Kirche aufrecht. Es begünstigte eine „Laienreligion“, den Dekadenkult, der durch die Feier mehrerer großer Nationalfeste begründet wurde. In den damaligen Witzblättern sah man die beiden Rivalen, Monsieur Dimanche und Citoyen Decadi, einander, festlich gepußt, gegenüberstehen. Offiziell sollte die Arbeit nur am ersten Dekadentage ruhen, aber in der Praxis wurden Dekadi und Sonntag durch Müßiggang gefeiert. Die Dekadenfeste gewannen einige Anziehungskraft durch die Verfügung, daß nur bei diesen Feiern die vorgeschriebenen Ziviltrauungen stattfinden durften. Ein hübsches Bräutchen, ein unfreiwillig komisches Paar vor dem „Altar des Vaterlandes“, interessierten das Publikum mehr als die Laienpredigten und Feste nationalen oder philosophischen Charakters. Von der offiziellen Politik beschützt, selbst ihr völlig fernstehend, blühte die Sekte der Theophilanthropen. Ihr konnte jeder angehören, der an Gott, die Unsterblichkeit der Seele, an Brüderlichkeit und Humanität glaubte. Ihr Grundgesetz entsprach dem Glaubensbekenntnis, das Voltaire sieben Jahrzehnte vorher seiner „Epître à Uranie“ angeschlossen und das mit den feierlich schönen Worten beginnt:

Songe que du Très-Haut la sagesse éternelle
A gravé de sa main dans le fond de ton coeur
La religion naturelle.

Eine recht zahlreiche Auslese scharte sich um das Banner der Theophilanthropie: Bernardin de Saint-Pierre, der Verfasser der sentimentalen Liebesgeschichte „Paul et Virginie“, David, der Maler der Revolutionszeit, der Makart ihrer Feste, Marie Josef Chénier, der Autor des königsfeindlichen Dramas „Charles IX.“, zählten zu ihren Getreuen. Friedlich, enthusiastisch und harmlos versammelte sich diese Gemeinde im Zeichen ihres reinen Ideals, bis der erste Konful den Theophilanthropen die Benützung der öffentlichen Gebäude entzog und ihre Bitte, ein Lokal mieten zu dürfen, unbeantwortet ließ.

Napoleon, der der katholischen Kirche ihr altes Uebergewicht durch das Konkordat zurückgab, hat seine Stellung zur Religion klar präzipiert. „Die Gesellschaft“, sagte er zu Mederer, „kann ohne Ungleichheit des Vermögens nicht bestehen und die Ungleichheit des Vermögens nicht ohne Religion. Stirbt ein Mensch an Hunger neben einem, der im Ueberfluß lebt, so kann er diesen Unterschied unmöglich gut heißen, wenn keine Autorität da ist, die zu ihm spricht: Gott will es so, aber später, in der Ewigkeit, wird anders geteilt.“ Napoleon verstand es, die Menschen auf seine Seite zu bringen. Das unfähige Direktorium glaubte „seine“ Republik durch ein Verbot des Läutens der Kirchenglocken zu schützen. Napoleon ließ sie wieder erklingen, und sie tönten seinem Triumph. Schlau und kühn, genial und verlogen, errang er die Kaiserkrone durch den Siegesruch eines Alexander und erwürgte die Republik mit der Tüchle eines Borgias. Sein berühmter Staatsstreich vom 18. Brumaire, dem 9. November 1799, gelang nur durch die Beihilfe des gelehrten Sieges, dem er weismachte, er werde den Verfassungsplan dieses republikanisch gesinnten Staatsmannes verwirklichen. Aber die Konstitution des Jahres VIII (Dezember 1799), die Napoleon als ersten Konsul einsetzte, wurde im Salon Bonapartes abgefaßt. Das allgemeine Stimmrecht wurde darin gleichzeitig wieder eingeführt und aufgehoben. Komplizierte Verfügungen schalteten den Volkswillen geschickt und wirksam aus. Beamte laßen der Menge die Verfassung vor. Eine Anekdote knüpft sich an diese heuchlerische Huldigung für die Demokratie. Eine Frau unter den Zuhörern sagt zu ihrer Nachbarin: „Ich habe nichts verstanden!“ — „Ich schon!“ lautet die Antwort. „Nun, was steht in der Verfassung?“ — „Bonaparte steht drin!“

Fortan dominierte Napoleon fast in allem, auch im Herzen des Volkes. Zuckerbrot und Peitsche verwendete er mit souveräner Meisterschaft. Immer schon er so viel als möglich die Illusion, immer umgibt sein eisernes Szepter der weiche Schleier der Lüge. Dem Idealisten Sieyès erschien er als Schürmer der Republik; der vermeintliche Abschluß des Kampfes mit England, die trügerische Aureole des Friedensbringers, verschaffte ihm das Konsulat auf Lebenszeit. Wichtige Umgestaltungen der Verfassung proklamiert er als „Durchführungsbeschlüsse des Senats“. Den Gipfel der Zweideutigkeit erreicht der Durchführungsbeschuß des Senats, der bestimmt: „Die Regierung der Republik wird einem Kaiser übertragen, der den Titel Kaiser der Franzosen annimmt. Napoleon Bonaparte, erster Konsul der Republik, ist Kaiser der Franzosen.“ Wie einst die Leiche des Cid Schrecken im Feindesheere verbreitete, so warb die tote Republik beim Volke um Gunst und Ansehen für die neue Regierung. Der Nimbus der Freiheit verlor sich nur langsam. Im ersten Jahre des Kaiserturns wurde der 22. September, der Geburtstag der Republik, noch öffentlich durch Illumination und klingendes Spiel gefeiert. Bonapartes Macht verankert. Aber seine Hilfsmittel, Gewalt und Lüge, bleiben in Anwendung. Angesichts der Morgenröte einer neuen Zeit, prägte Mirabeau das edle Wort: „Le droit est le souverain du monde.“ Dieser Herrscher läßt auf sich warten. Die bange Frage der heiligen Johanna Bernard Shaws drängt sich auf: „Wie lange noch, mein Gott, wie lange?“